

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 304.

Samstag, 5. November

1932.

## Im Zick-Zack

## durch die Liebe

ROMAN VON FEODOR VON ZOBELTITZ

31. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Schon bei Jutta als Backfisch war es so gewesen, daß sie sich mit einer wahren Arbeitswut einer Sache hingab, die ihr Freude machte und von der sie sich Nutzen versprach, gleich, ob es sich um die Erlernung fremder Sprachen handelte oder um die des Jiu-Jitsu. So ging sie auch jetzt wie an einen neuen Beruf heran, verwarf alles Hergebrachte und steuerte mit heißem Bemühen auf einen sogenannten Nationalstil im beweglichen Hausrat hin, wobei sie, sehr verständlich, zunächst an das bescheidenere Bürgerheim eines jungen Ehepaares dachte. Ihre zeichnerischen Entwürfe für Stühle, Tische, Bänke, Schränke erregten jedenfalls die Aufmerksamkeit ihrer Lehrer, und auch die ersten sachmännischen Ausführungen zeigten, daß sich mit gefälliger Wirkung ein geringer Raumaufwand verbinden ließ. Es blieb indes nicht aus, daß sie sich in eine gewisse Einseitigkeit veranlaßte: aus ihrem Widerstand gegen „Verzierungen“ wurde eine ausgesprochene Schmutzfeindlichkeit, und darunter litten auch ihre Formungen. Eine kleine Gegnerschaft in der Anstalt lachte über ihre „Proletenkunst“, das nahm sie nicht übel und lachte zurück, ärgerte sich aber doch ein wenig über diese Verständnislosigkeit und holte zu einem Gegenschlag aus. Sie suchte aus ihrem Freundeskreis die Getreuesten heraus und begründete mit ihnen eine Vereinigung, deren Bestrebungen sich ausgesprochen gegen den modernen Wohnungsluxus richteten. Diese neue Arbeitsschule bestand zunächst aus nur sieben jungen Menschen, vier Mädchen und drei begehrtsten Jünglingen, die sich in die hübsche Jutta verliebt hatten und schon deshalb gewillt waren, mit ihr den heißen Kampf um eine edlere möblierte Weltanschauung bis zum Sieg oder Untergang aufzunehmen. Führer und Sprecher auf der Männerseite war Willi Ronge, Bildhauer und Edelanarchitekt, Sohn eines reichen Fabrikanten für „Innenarchitektur“, Verächter jedweden Proletentums, Schwärmer für eine Vereinfachung des Lebens, soweit es ihn nicht selbst betraf: ein blonder Junge mit dunklen Augen und Blicken wie ein Feuerwerk. In der konstituierenden Versammlung wurde zunächst über den Namen der neuen Schule beraten, ein Name von Sinnklang mußte natürlich gefunden werden. Eine hübsche kleine Kunststudentin schlug vor, vom Notwendigsten des Wohnungsmenschen auszugehen, und erwärmte sich daher für den Vereinstitel „Das Bett“, was lebhafteste Heiterkeit und den Gegenruf „Nein, die Matratze!“ zur Folge hatte. Unter Gelächern und lustigem Widerstand wurden noch andere Namen von Nützlichkeitwerten im Heimwesen in die Debatte geworfen, wie „Tisch und Stuhl“ und „Der Schrank für alles“, bis Willi Ronge erklärte, es sei doch das einfachste, dem Zuge der Zeit in der Bekämpfung eines ewigstarrten Lebenszustands zu folgen und den befanntgewordenen

Ausstellungstitel „Die wachsende Wohnung“ auf die eigene Arbeitsschule zu übertragen.

Natürlich, das war das Gegebene, man konnte es einen Titelraub nennen, tatsächlich war es aber nur der Versuch, eine gute Idee in das Wertstattdliche zu verpflanzen und zu laufender Ausführung zu bringen, und dagegen hatten auch die Leiter der Kunstgewerbeschule so lange nichts einzuwenden, bis ihnen die einsetzende Propaganda zu laut zu werden begann. Willi Ronge drängte nämlich gebieterisch in die Öffentlichkeit, man mußte den Kampf gegen den Kitsch und das Möbische in das Volk tragen, er sollte zu einer sozialen Frage werden und — alle Wetter! — leuchtend mußte der Name „Jutta Döhler“ über diesem Kulturstreit prangen, das war für ihn die Hauptsache. Also, nun ging es los, eine Ausstellung war in Vorbereitung, eine öffentliche Versammlung sollte sie einleiten, eine Plakatkünstlerin entwarf eine Ankündigung in monumentalem Stil für die Anschläge, die ganze Vereinigung zitterte vor Erregung. Die Versammlung war gut besucht, Willi Ronge eröffnete sie, er flammte, wütete gegen das Fortwursteln verstaubter Gewohnheiten, gegen geschmacklose Konvention, gegen das Schaustück und eine Diktatur der Möbel, fand Beifall und gab dann Jutta das Wort. Sie war so verängstigt, daß sie mit zitternder Stimme viel zu leise begann, „Lauter!“ rief man ihr zu, sie erschraf, verlor den Faden, raffte sich zusammen, fühlte, daß sie ruhiger wurde und verständlicher sprach, daß das Vernünftige der guten Sache auch nicht ohne Eindruck blieb, man klatschte, als sie geendet hatte. In der darauffolgenden Erörterung stimmte eine Jungverlobte aus Beamtenkreisen den Ausführungen der Vorredner schüchtern zu, ein Architekt verarbeitete das Stimmungslose dieser formalen Sachlichkeit, ein anderer gab zu bedenken, ob man im Recht sei, auch eine gesunde Tradition schlankweg abzulehnen, und dann schrie ein robuster Mann mit gewaltiger Stimme durch den Saal, man möge sich doch erst einmal die Wohnungen des Fräuleins und des jungen Herrn anschauen, ob da auch bloß das Allernötigste stehe wie im Arbeiterhaufe. Nun wurde es geräuschvoll, und in diesem Augenblick begriff Jutta, daß eine politische Strömung sie zu umfassen drohte.

Sie trennte sich nach Schluß der Versammlung unter dem Vorgeben starker Ermüdung von ihrer aufgeregten Freundschaft und wollte zu Fuß nach Hause gehen. Der Kopf brannte ihr, die Gedanken kreiselten, ein unbestimmtes Angstgefühl bedrückte sie, das nichts anderes war als die Furcht vor der Öffentlichkeit, in die man sie hineingezogen hatte. Es war gewiß nicht allein die Schuld Willi Ronges, der spielerisch mit sozialen Empfindungen und kommunistischen Gemeinschaftsgefühlen wechselte, sie selbst war dafür eingetreten, weil sie im harmlosen Überschwang des Glaubens war, daß gerade die „Masse Mensch“ an ihren Ideen und Plänen freudestrahlenden Anteil nehmen würde. Aber sichtlich

regte sich in dieser Masse Mensch ein Widerstand von oben bis unten. Die wohlhabendere Welt hielt natürlich an ihren berechtigten Luxusbedürfnissen fest und fand dafür die künstlerische Unterstützung der Fachkreise, der Mittelstand blieb bei seiner Vorliebe für das Warenhaus, das immer mehr die ärmeren Schichten des Volkes an sich zog, weil es die größte Freiheit der Wahl in allen Preislagen bieten konnte. Es war weiß Gott nicht leicht, mit der Erziehung zu einer praktischen Bescheidenheit beim Mobiliar anzufangen. Und was die Verworrenheit Juttas steigerte, war das ausgesprochene Mißtrauen, das die Vertreter des proletarischen Gedankens ihr und ihren Mitarbeitern entgegenzubringen schienen. Was kümmerte sie denn die Politik — sie hatte keine Ahnung davon! Aus Lust an eigener Betätigung hatte sie einen frischen Anstoß aufgegriffen, mit Hurra Stimmung und heiliger Mut und dem Rauschgefühl ihrer Jugend — ahnungslos, daß schon ihr erster Schritt in die verdammte Öffentlichkeit zu Mißdeutungen führen könnte.

Sie ging ziemlich schnell, dicht an der Häuserfront, um dem Gewühl auszuweichen, die Straße hinauf, fuhr leicht zusammen und blieb stehen, da eine Hand ihre Finger streifte.

„Nicht übel, Jutta“, sagte eine helle Stimme neben ihr, „bloß schlecht injeniert.“

Caplus nickte ihr zu und riß sie aus ihrer Bergrübelung. „Herrje, Sixtus“, rief sie und drückte ihm die Hände. „Wieder mal hier?“

„Wie du siehst! Was von deiner Versammlung und mußte natürlich dabei sein. Bin auch deinethalben am Plage. Hast du ein Stündchen Zeit für mich?“

Das alte Herzklopfen kam wieder. Er sah gut aus: etwas schmaler geworden, mit gebräuntem Gesicht und den alten lieben Augen.

„Ja“, entgegnete sie, „Vater erwartet mich nicht so früh, ich wollte noch mit den Freunden zusammensein, aber es paßt mir nicht. Die blödsinnige Versammlung hat mir die Stimmung verdorben.“

Er rief ein Auto an und fuhr mit ihr zu einem kleinen Weinrestaurant am Münsterhof. Unterwegs plauderte er über seine Eindrücke der letzten Stunden. Sie habe, als sie im Zuge gewesen sei, besser gesprochen als ihr Vorredner mit seinem Kampfhahnkrähen. Aber der Idee der „wachsenden Wohnung“ stand er doch skeptisch gegenüber. Gerade die in ihren Mitteln Beschränkteren würden sich ihren Trüdel zusammenkaufen wie immer, weil sie am Augenblick kleben und keinen Zukunftssinn hätten. Und wozu die Wendung in die Öffentlichkeit? Die Ausstellung einer einzigen Wohnküche sei beweiskräftiger als alles Gerede. Im übrigen: die Lehre von der „Vereinfachung“ sei, wenigstens so, wie man sich das wünsche, eine Lähmung schöpferischen Wollens, sozusagen eine Aufwandssteuer, auch ein Totschlag für die Kunst, die von einem geschmackvollen Lebensgenuß existieren müsse — er führte das sprunghaft aus, brach mitten im Satz ab und sagte: „Ach was, laß doch jeden zwischen seinen Möbeln fertig werden, wie er will“ — nahm dann ihre Hand, küßte sie im Gelenk und fragte sehr zärtlich: „Hast du mich noch lieb, Jutta?“

Es war gut, daß der Wagen hielt und sie nicht zu antworten brauchte. Als sie ausstieg, fühlte sie einen Augenblick lang ein Wanken unter ihren Füßen. Es war der geheimnisvolle Augenblick, da zum erstenmal das Wort Liebe wie ein Ausdruck tiefster Menschensehnsucht durch ihr Herz klang: der Augenblick, da sie auf der Straße stand und nichts von dem leise tröpfelnden Regen spürte und nichts sah, nur fühlte, etwas Unsicheres und Unbekanntes, wie den wehenden Schauer eines tragischen Lächelns.

Dann saß sie in einer gemütlichen Nische des Lokals, und Caplus bestellte Chianti und las ihr aus der Speisekarte vor, und sie nickte immer nur und war erstaunt, als er lachend fragte: „Wißt du das alles hintereinander essen oder mit Pausen dazwischen?“ — Sie hatte gar nicht zugehört und überließ ihm die Auswahl, erklärte, sie hätte keinen Appetit, der kam aber nach. Die lyrische Schönheit eines Augenblicks verfloß

wie ein silbernes Wölckchen, mit heiterem Stimmenklang fragte Caplus nach allem möglichen, erkundigte sich auch nach Sohnmann und freute sich, daß er manierlich geblieben war und seinem alten Herrn Ehre machte.

Man aß und trank, und dazwischen schaute Jutta ihn zuweilen verstohlen an, fand, daß ihm seine Fahrt durch das unbekanntere Italien vortrefflich bekommen war, er sah wie jünger geworden aus, obwohl ihr schien, daß das zarte Grau an den Spitzen des Schläfenhaars sich verstärkt hatte. Als man den Rohstoff überwunden und den zweiten Piasto aus dem Bal di Pesa auf dem Tisch hatte, sagte Jutta, wieder ganz aufgeräumt:

„Sixt, du erklärtest mir vorhin, du seiest nur meiner wegen hergekommen. Wohl, um mich endlich zu malen? Ja?“

Er schüttelte den Kopf, es schattete durch seine Augen und veränderte den Ausdruck seines Gesichts. „Zu malen“, wiederholte er, „das kann ich ja auch — natürlich, aber...“ Sein Blick schweifete absuchend durch das Lokal. Es war wenig belebt, ein paar Italiener saßen schwachend in einer Ecke, ein einzelner Herr hatte sich hinter einem Bermut in seine Zeitung vertieft. Man war in der Nische wie abgeschlossen von den paar Menschen. Trotzdem dämpfte Caplus ein wenig die Stimme. Er neigte sich zu Jutta herüber, haßte nach ihren Augen und fuhr fort: „Du hast mir auf meine Frage noch nicht geantwortet. Ich fragte, ob du mich noch lieb hast. Sag ja oder nein!“

Sie hielt ruhig seinen Blick aus, die Schwächeanwandlung von der Straße kam nicht wieder. „Ich sag' nicht ja, nicht nein“, entgegnete sie. „Ich verstehe dich nicht, ich könnte dir antworten: Warum sollte ich dich denn nicht mehr liebhaben, Du selb Sixtus? Aber ich sehe es deinen Augen an, das würde dir nicht genügen.“

„Nein“, sagte er, „das würde albern klingen. Und du weißt, wie ich es meine.“

Nun wurde sie wieder unruhig. „Ich bitte dich, quäle mich nicht“, erwiderte sie, schaute sich scheu im Zimmer um und begann plötzlich englisch zu sprechen. „Was willst du eigentlich? Gab ich dir je Anlaß zu deiner Frage?“

„Jutta, wir wollen nicht miteinander spielen. Wir fühlen beide, daß wir zueinander gehören — jawohl, oder willst du leugnen, daß es so ist? Wir haben uns im Schnee auf dem Jungfrauipfel gefunden, und als wir am selben Abend Abschied nahmen, schmerzte dein Herz wie meins. Ich bin Hals über Kopf abgereist, ich fürchtete mich vor meiner Liebe, bin durch halb Italien getrödel, immer abseits vom großen Wege, weil ich allein mit mir sein wollte — aber ich blieb nie allein, immer wartest du bei mir.“

„Sixtus“, sagte sie bittend, „was redest du! Herrgott, was soll das alles?“

„Ruhe, Ruhe, Ruhe — es ist ganz gut, daß du englisch sprichst, das geht nicht so flott bei mir, manchmal fehlt mir eine Wolabel. Erlaube nur, daß ich mich ausquakle, du kannst dir nahher meine Gegenwart verbitten, und dann bist du mich los... Aber aussprechen muß ich erst, was ich auf dem Herzen habe.“

„Hast du dich auch meiner Mutter gegenüber schon ausgesprochen?“ fragte sie.

Er stutzte, im Augenblick verstand er sie falsch. „Du meinst“, sagte er, „ob ich bei Grittie schon um dich — über dich...“ Nein, ich weiß, sie wird dir Andeutungen gemacht haben — gegen die Beredung — jetzt verstehe ich. Jutta, sie tat mir so innigst leid an diesem verhängnisvollen Nachmittage — wir waren ja ein paar glückliche Monate miteinander verbunden, und da... aber verlange keine Erklärungen — denke doch, eine neue Ehe mit ihr würde einfacher Wahnsinn sein — kann ich die Mutter heiraten, da ich die Tochter liebe?

Nicht die Augen niederschlagen, Jutta! Du zitterst. Warum? Ist's denn so schlimm, dich liebzuhaben? Warst du noch nie verliebt?“

„Nein“, rief Jutta laut und verstummte jäh, denn die Italiener in ihrer Ecke wurden aufmerksam. „Sixtus, hör auf“, flüsterte sie aus bangem Herzen.

(Fortsetzung folgt.)

## Schon schuppt sich auf den Rainen . . .

Schon schuppt sich auf den Rainen  
Das braune Vogelkraut;  
Nun wird's nicht lang mehr scheinen,  
So schön es auch noch blaut.

Schon streichen kühle Schatten  
Mit im beglänzten Wind  
Und heben leicht die Matten,  
Wo sie geborsten sind.

Sacht rinnt aus allen Falten  
Bon Faser, Wurz und Strang  
Die Krume, es erkalten  
Die Male auf dem Hang.

Und wo der Wind der Ferne  
Sich mit dem Nasenhauch  
Triffst, dreht es schon die Sterne  
Und Schoten scharf vom Strauch.

Theodor Kramer.

## Schiff auf Strand!

Am 6. November sind es achtzig Jahre her, da lag die werftneue Bark „Johanna“ — Kapitän Oiderjans — im Hafen von Geestmünde und nahm 216 Auswanderer nach Baltimore an Bord. Am 28. Oktober 1852 — an einem Samstag — waren sie mit Saß und Pack aus Franzen und Schwaben gekommen, um drüben ihr Glück oder Unglück zu suchen. Am 1. November war das Schiff seetlar; Ballast, Proviant und Trinkwasser eingenommen. Die Masten und Pumpen waren mit doppelten Kragen versehen, die Luken mit dreifachen Versenkungen bezogen und gut geschalt. Nach Seemannsbrauch, — wie es damals und auch heute noch heißt. In der Nacht zum 2. November holte die „Johanna“ aus der Geeste, ankerte auf Reede, um am frühen Morgen mit Lotsenhilfe westerwärts ihre Jungferreise anzutreten.

Vier Uhr nachmittags wurde die Bremer Bale passiert und um acht Uhr bei der ersten Besertonne der Poste abgeseht. — Anjans hielt sich der Wind, und die Bark hielt auf westlichem Kurs in die Nordsee hinein. Am Mitternacht aber brieft es schon so auf, daß die leichten Segel festgemacht werden mußten. Morgen, — es war der 3. Nov. — ließ Kapitän Oiderjans Marssegel und Untersegel reffen. Das Glas fiel jäh. Die ersten Sturzseen brachen über das Schiff; die Luken zum Zwischendeck mußten dicht gemacht werden. Der Wind schralte immer mehr und nahm an Stärke zu. Mittags blies es aus Nordwest, Windstärke 10! Und die flachen Sände vor den friesischen Inseln in Seegetwall! —

Anten im Zwischendeck über zweihundert Passagiere — Männer, Frauen und Kinder, die nie die See gesehen hatten, die glaubten, das Ende sei nahe. Die kleine Bark arbeitete schwer in der kurzen hohlen See, die auf diesen geringen Tiefen steht. Kapitän Oiderjans und sein Obersteuermann Schmelte — beide aus Bremen — beide erfahrene, tüchtige Seeleute. Sie erkannten die Gefahr, bei ausländigem Wind die Küste in Lee zu haben und versuchten, soviel wie möglich Nord zu gewinnen. Hin und her wurde gekreuzt, aber bei dem Sturm war kein Fortkommen. So ging es die ganze Nacht. Am nächsten Morgen — am 4. November — flaute es ab, so daß mehr Segel geseht werden konnten. Die „Johanna“ stand jetzt ungefähr auf der Höhe von Norderne; Land war nicht in Sicht. Da das Schiff etwas Wasser machte, mußte die Wache an die Pumpen.

Die Freude war nicht von langer Dauer, mittags nahmen Wind und See wieder zu und abends wehte ein Rucksturm aus West-nord-west. Beim Bergen des Großbramssegels kam der Matrose Jürgen Hansen von oben, aber an Rettung war bei dem Wetter nicht zu denken. — Nachts zwei Uhr peilte das Leuchtfeuer von Helgoland in Ost, acht Seemeilen ab. Der nächste Tag brachte keine Besserung, auch die Nacht nicht. Unerbittlich hämmerten die Seen über das Schiff. Das Wasser im Raum stieg, so daß die Freiwache mit an die Pumpen mußte, um das Schiff lenz zu halten. Regen und Hagelböden nahmen jede Sicht; immer noch heulte der Sturm in uderminderter Stärke.

In der naßgrauen Morgendämmerung kam Land in Sicht, in Lee, — das Lot gab zwölf Faden Tiefe! — Segel wurden geseht, was Rigg und Tuch halten wollten, um frei zu segeln. Aber es war schon zu spät. Sturm und Strömung legten das Schiff auf Land zu. Morgens um 10 Uhr — es war der 6. November, — stieß es zum ersten Male hart auf.

Brecher kamen über. Die Bark kam nochmal flott, für Augenblicke aber nur, dann sah sie fest. — Die furchtbare Brandung rollte das Schiff quer zur See, schlug Schanzkleid und Deckshäuser in Stückchen und spülte fort, was sie fassen konnte.

Masten kappen! Kapitän Oiderjans wußte, was für ein schweres Stück Arbeit er forderte. Müßlich aber, daß das Schiff, von der Last erleichtert, dann auf ebenen Kiel kam. Vortopp und Besanmast fielen klar vom Schiff, nur der Großmast kam auf Deck, zertrümmerte die Kampagne und schlug das Kajütsdach ein. Die unbarmherzige See holte sich ihre Opfer.

Die Dorfbewohner von Spieleroog kannten ihre Küste; sie wußten, was kam, wenn ein Schiff bei solchem Sturm sich nicht freilegen konnte. Da war Rettung unmöglich. — Schon in der Frühe hatte man von der Insel aus die Bark gesehen, sah, wie das Schiff durch die Brandung ging, sah die furchtbare Not und konnte doch nicht helfen. Damals — 1852 — gab es noch keine Stationen zur Rettung Schiffsbrüchiger, und das Gemeindeboot, welches im Portal der kleinen Dorfkirche stand, war dieser Höllensee nicht gewachsen.

Die ersten Leichen trieben an; dann Bratteile, darunter der ganze Besanmast. Ein Schwein kam angeschwommen und blieb am Leben. Proviant und Ladung wurden von der See auf den Strand gewaschen. Von drüben, vom Brack konnte man das Schreien der vielen Menschen hören und war doch machtlos.

Bei Hochwasser war die „Johanna“ gestrandet. Nachmittags konnten bei ablaufendem Wasser die ersten Menschen mit Leinen vom Brack übergeholt werden. Unter Einfluß ihres eigenen Lebens bargen die Insulaner bis zum Einbruch der Dunkelheit an Lebenden und Toten, was noch an Bord war. Als letzter verließ Kapitän Oiderjans sein Schiff. Die Jungferreise der „Johanna“ hatte schon nach acht Tagen in See und Not ihr Ende gefunden. Aßzig Menschen hat die See vor Spieleroog gefordert, und nur 28 davon wieder hergegeben.

Im kleinen Dorf in der Mitte der Insel fanden die Schiffbrüchigen liebevollste Aufnahme und Pflege. Es war garnicht so einfach, denn die Gemeinde zählte damals selbst kaum mehr als zweihundert Seelen, aber es war niemand, der nicht gern sein Bett den völlig Erschöpften abtrat. Zum Glück besserte sich das Wetter schnell, so daß noch in der Nacht das Fährboot nach Neuharlingersiel übersehen konnte, um Lebensmittel zu holen. Der Strand war am nächsten Tage besät mit Brackgut; was geborgen werden konnte, wurde zum Dorf gefahren und den Besitzern wieder zugestellt. Der Ort glied einem Trödelladen; überall hingen die durchnähten Habfeligkeiten zum Trocknen. Vieles war verloren gegangen, teilweise auch das bischen Geld, was sie bei sich hatten. Schwer war die Verständigung untereinander; waren es auch alles Deutsche; der schwäbische Dialekt in Reinkultur war unseren Insulanern eine Fremdsprache. — Am nächsten Tage trafen die Behörden aus Esens ein, um die Toten zu identifizieren. Tags darauf wurden sie auf dem Strandfriedhof von der ganzen Gemeinde bestattet.

Inzwischen war das Unglück im Lande bekannt geworden. Die Stadt Oldenburg schickte als erste hundert Reichstaler und große Pakete mit Kleidungsstücke. Auch in Bremen wurde gesammelt und Pastor Doden auf Spieleroog konnte tausend Taler unter die Emigranten verteilen. Der Expedient des Schiffes, der aus Bremen gekommen war, beförderte die Auswanderer in vierstägiger Reise über Wittmund, Brake nach Bremerhaven.

Nur die wenigsten hat das Unglück abschreden können. Amerika galt noch als Land der goldenen Freiheit, als Paradies auf Erden.

Als die „Wilhelmine“ am 8. Dezember 1852 von Geestmünde nach Baltimore in See ging, waren die meisten der Überlebenden der „Johanna“ unter denen, die Deutschland den Rücken kehrten.

## Abu ed-Taban, der „Vater der Schlange“.

Von Georg Güntche, München.

Mein guter Freund, der koptische Professor Banoub Abdou, hatte mich togsüber von einer Sehenswürdigkeit Kairos zur anderen geschleppt, und nachdem wir die Moschee Amr, des berühmten Kalifenseldherrn, besichtigt hatten, schlenderten wir ein wenig abgelaupft durch das bizarr verwinkelte Gäßchengewirr Alt-Kairos zum wartenden Auto zurück. Es ging auf sechzehn, die Sonne brante immer noch mit uderminderter Glut, ein Rudel nicht abzuschüttelnden kleinen Bettelvolkes verfolgte uns hartnädig, nah und fern sangen die Limonaden- und

Melonenverkäufer ihre melodische Vitanei, ein weißgewandeter Neuzug rief von einem beängstigend dünnen Moscheeturm zum Gebet, muhamedanische Weiber, mit Seidenstrümpfen unter der schwarzen Habara, dem faltenreichen Mantel, huschten tiefverschleiert, aber mit leeren Blicken an uns vorüber, Kullimin mit rotem Tarbusch oder weißem Turban hodten im spärlichen Mauer Schatten und sogen mit kochendem Gleichmut am langen Rohr ihrer Wasserpeise. Raschallah — Allahs Welt: schmutzig, aber farbenprächtig und trotz lärmender Aufdringlichkeit fremd und geheimnisvoll.

Im Blaubern hatten wir wenig auf den Weg geachtet und sahen uns plötzlich in einer Sackgasse, an deren Ende sich eine tieferliegende Pforte mit eisenschlagener, trotz der Bauartigkeit des Hauses reich ornamentierter Tür befand. Diese Tür und was sich hinter ihr barg, erregte, ich weiß nicht zu sagen, warum, meine Neugier. Sie hatte etwas Geheimnisvolles, beinahe möchte ich sagen: Mystisches, an sich. Ich hielt den Freund zurück, der schon umkehren wollte, und fragte einen der kleinen Plagegeister, wer hier wohne. Die Antwort lautete befremdend genug. „Abu ed-Taban“ (der Vater der Schlange), und husch! stob das ganze Rudel davon, als sei ihnen der Gottscheibeins auf den Fersen.

„Abu ed-Taban?“ wiederholte der Freund sinnend auf meinen fragenden Blick. „Ich habe von ihm gehört. Er ist der Scheich einer berühmten Schlangensekte und steht sogar im Geruch eines Heiligen.“

„Ob man ihn besuchen darf?“

„Gewiß“, erwiderte der allzeit willige Freund und setzte einen eisernen Klöppel in Tätigkeit, dessen Schläge hallend die ringsum herrschende Stille unterbrachen.

Die Tür gähnte auf: im trübten Licht einer langgedienten elektrischen Lampe stand vor uns ein alter Mann in spitzen roten Araberschuh, weitfaltigem dunklem Talar und riesigem Turban, eine Erscheinung von wahrhaft ehrwürdigem Aussehen. Unsern höflichen Gruß erwiderte er nicht unfreundlich mit einem würdigen „Saide!“, und nachdem ihm Banoub, der als Einheimischer des Arabischen besser mächtig war als ich, auseinandergesetzt hatte, daß ich als reisender Europäer das Land und seine Sitten studiere und auch ihn, den berühmten Scheich ed-Taban, kennenlernen wolle, machte er eine einladende Handbewegung und schritt uns schweigend voraus nach einer im türkischen Geschmack mit Sitzstühlen und Polstern ausgestatteten Stube. Wir setzten uns und erhielten türkischen Kaffee in winzigen Tässchen, Zigaretten und ausgezeichnete Limonade vorgelegt, dann begann ich unsern schweigenden Wirt vorsichtig über die Schlangensekte und die Gründe auszuholen, warum man ihn als Heiligen anspreche. Er antwortete ausweichend, wandte sich plötzlich ab und sprach, wie mir scheinen wollte, vorwurfsvoll auf Banoub Abdou ein. Es entspann sich zwischen beiden eine lebhaftere Unterhaltung, der ich wegen der Schnelle, in der sie geführt wurde, nicht mehr folgen konnte. Schließlich stand der Alte auf und begab sich ins Nebenzimmer, und kaum war er hinaus, so erklärte mir der Freund: „Er ist der Hüter der Heiligen Schlange.“

„Welcher Heiligen Schlange?“

Banoub zuckte mit schwachem Lächeln die Schultern. Mir war unklar, ob er wirklich nichts wußte oder nicht mehr sagen wollte.

„Kann man sie nicht einmal sehen?“ bohrte ich weiter.

„Er holt sie schon.“

Zufällig lehrte der Alte mit einem Kästchen zurück, das er zwischen sich und uns auf den Teppich setzte. Es war aus schwarzglänzendem Obsidian mit sauber eingearbeiteten Intarrien aus Gold, die Hieroglyphen und mehrmals die sich aufbäumende Königschlange darstellten. Ähnlich den Schmutzschatullen altägyptischer Prinzessinnen, wie ich solche tags zuvor im Ägyptischen Museum gesehen hatte. Ohne Zweifel ein sehr kostbares Stück. Sollte aber der Alte darin seine heilige Schlange aufbewahren? Das Kästchen war ja viel zu klein dazu! Ich fragte, und der Scheich nickte: „Jawohl, sie ruht darin.“

Darauf lächelte ich ungläubig, doch höflich, und äußerte Bedenken. Er scherzte wohl nur? Oder handle es sich etwa nur um ein kleines, ganz junges Schlänglein? (Ich dachte dabei an unsere Blindschleichen).

Die Antwort des Scheichs bestand zunächst in einem verweissenden Blick, dann sagte er, langsam und sehr deutlich, wobei seine Augen etwas Starres, Entrücktes belamen: „Es ist eine Königschlange, die über dreitausend Jahre alt ist.“

Natürlich war ich fürs erste verblüfft, dann wollte ich lachen, doch glückte es mir nicht recht, der starre Blick des Alten litt es nicht. Es war etwas unerhört Zwingendes, Unerträgliches, Drohenes sogar darin. „Und sie lebt noch?“ fragte ich fassungslos. „Jetzt, nach dreitausend Jahren?“

„Sie lebt. Sie wird auch noch leben, wenn du, Almani, längst zu Staub geworden bist.“

Das war mir doch zu stark. Ich hatte Ehrfurcht vor der uralten

Kultur dieses Landes und ich respektierte auch, wo immer ich auf Ungewöhnliches stieß, Gebräuche und Ansichten einer Bevölkerung, bei der ich zu Gaste weilte. Dieser alte Mann, so ehrwürdig er aussah, sollte sich jedoch wahrhaftig nicht über den Landfremden lustig machen dürfen. „Das möchte ich denn doch sehen!“ rief ich überlaut, weil ich alle Willenskraft zusammennehmen mußte, seinem lobenden Blick zu trotzen. „Du magst ein wahrheitsliebender Mann sein, Scheich, das aber glaube ich nicht, bei allem Respekt vor deinem Alter. Laß mich sehen! Gib her, ich werde öffnen!“

„Allah bewahre dich davor!“ rief der Scheich warnend. „Es würde dein Tod sein.“

Es war zu spät. Ich hatte, ungeduldig und wohl auch gereizt durch den unverwandt auf mir hastenden Blick des Alten nach dem Kästchen gegriffen — fuhr aber in eisigem Entsetzen zurück, denn im gleichen Augenblick bäumte sich dicht vor mir mit widerlichem Geziß ein Schlangenleib empor, eins jener furchtbaren Untiere, deren kleiner platter Kopf über einem breit geblähten Halse züngelte. Ich wollte aufspringen, um Hilfe rufen, vermochte aber nichts dergleichen und streckte nur unwillkürlich die Hand gegen das Reptil. Sonderbarerweise schnellte es nicht zu und blieb, sondern es ringelte sich blickschnell um meinen Arm und legte sich mir wie eine würgende Schlinge um den Hals. Das so schnell, auch lähmte mich die Berührung mit dem kalten, muskelfortreibenden Schlangenleib derart, daß ich keine Bewegung zur Rettung machen konnte. Erst dann, als ich mir bewußt wurde, daß mir die Luft schwand, zerrte ich verzweifelt an den schlüpfrigen Ringen und schrie um Hilfe. Ich hörte mich auch, nur war es ein erstarrtes Gurgeln, das ich hervorbrachte. Dafür pochte mein Herz so rasend und die Ader schwellen mir so stark, daß es schmerzte und sie zu springen drohten. Ich fühlte mit tödlicher Gewißheit, daß die Qual nur eine Sekunde noch dauern könne, dann würde ich erstickt sein — — — da vernahm ich aus weiter, weiter Ferne gedämpftes Händeklatschen und einen eintönig peitschenden Gesang. Und wie plötzlich der Ring um meinen Hals sich löste, ich endlich, schweißbedeckt vor Todesangst, wieder tief, tief Luft holen konnte, ich wieder zu mir kam, Schred und Entsetzen abschwangen und ich mich durch einen Griff nach dem Halse überzeugte, daß die Schlange fort war ... da sah ich ganz deutlich, trotz des tödlichen Nebels, der noch vor meinen Augen wogte, wie das fürchterliche Tier in das Kästchen zurücktrotzte und des Scheichs starrer Blick an Kraft nachließ — milder wurde — er freudlich lächelte. Wie ich aber genauer auf das Kästchen schaute, lag darin keine Schlange, sondern ein graues, schmurzhüftiges Flechtwerk, das wohl eine gewisse Ähnlichkeit mit einer Schlange hatte. Denn sein eines Ende war spitz und dünner wie ein Schwanz, während das andere dicker war wie ein Kopf. Außerdem funkelten daran zwei Schmutzsteine aus Karneol, die die Augen vorstellten konnten.

Ich sah scheu auf meinen Freund. Er war sehr blaß und atmete noch erregt. Dann fragte ich den Scheich: „Was hat es mit dieser Schnur auf sich?“

Er schloß erst behutsam das Kästchen, ehe er antwortete: „Sie entstammt dem Grabe des berühmtesten Pharaos, man fand sie um den Hals der Mumie gewickelt. Nach den alten Zeichen auf den Grabwänden wurde er von einer Schlange erdrosselt, weil er sich gegen die Götter vergangen hatte.“

„Darüber ist ja gar nichts bekannt geworden?“ äußerte ich nicht sehr geistreich.

Der Scheich lächelte und schwieg.

„Deshalb betrachtet ihr sie als Heiligtum?“ fragte ich hartnäckig weiter.

„Ja!“ nickte der Alte überzeugt. „Sie ist uns Symbol des Daseins und Waltens übernatürlicher, machtvoller Kräfte. Du hast es am eigenen Leibe gespürt, Almani!“

Nach dem überstandenen Schreck hatte ich ein überlegenes Lächeln. „Das war doch nur Hypnose, o Scheich!“

„Wenn es, wie du magst! Ihr Abendländer braucht gelehrte Namen, um euch selbst über eure Unwissenheit hinwegzutäuschen. Ihr wißt und vermögt aber nicht das, wozu uns unser Wissen und der alleinrichtige Glauben befähigen.“

Was sollte ich darauf antworten. Er spielte das Gespräch auf den Glauben hinüber und über religiöse Fragen mit ihm zu streiten, war nicht angezeigt. Wir verabschiedeten uns und gingen.

Mag man nun noch so skeptisch über dieses Erlebnis urteilen — Banoub Abdou beschwor später, als wir, ruhiger geworden, darüber sprachen, daß er genau so, wie ich es gefühlt und hier wiedergegeben habe, die Schlange um meinen Arm und Hals gesehen habe, er sich vor Entsetzen aber nicht habe rühren können — so ist das Ende dieser sonderbaren Begebenheit noch verwunderlicher: Als wir wieder auf die Gasse traten, war es dunkel. Und wie wir nach unserem Auto suchten, war es verschwunden. Wir sahen nach der Uhr: Es war längst 23 durch, nicht mehr weit von Mitternacht! Wir hatten fast 8 Stunden bei dem „Vater der Heiligen Schlange“ gefessen! Wo ich darauf geschworen hätte, es seien ebensoviele Minuten gewesen!